

Wann haben Sie sich zum ersten Mal ernsthaft an eine Geschichte gesetzt?

Sofern man das, was man in der Pubertät macht, als ernsthaft bezeichnen kann, war das mit vierzehn Jahren der Fall. Dreißig Seiten, mit Bleistift in ein Schulheft geschrieben, angeregt durch Michael Endes Unendliche Geschichte. Aber bereits im Alter von zehn Jahren habe ich mich vor meinen Vater gestellt und ihm - beeindruckt von Astrid Lindgren - erklärt, ich wolle später Schriftstellerin werden. Er lächelte und meinte, ich solle etwas Ordentliches lernen. Diesem Rat bin ich zunächst gefolgt, habe Abitur gemacht, Bibliothekswesen studiert und als stellvertretende Leiterin in einer wissenschaftlichen Bibliothek gearbeitet. Alles lief in wohlgeordneten Bahnen, Bis zu jenem denkwürdigen Tag im Urlaub 2001. Ich saß im Wohnwagen, draußen regnete es in Strömen, mein Mann sah mich über die dampfende Teetasse hinweg an und fragte mich unvermittelt, was ich in meinem Leben noch so machen wolle. Ich musste nicht lange nachdenken: "Ach, ich würde gerne ein Buch schreiben." Jetzt war es heraus. Man teilt in einer Beziehung viele miteinander. Auch Geheimnisse. Jenes hatte ich bislang gehütet wie das Heft mit meinen ersten schriftstellerischen Zeilen. Ich erwartete schallendes Gelächter oder zumindest hochgezogene Augenbrauen, stattdessen sagte mein Mann lapidar: „Dann mach doch.“ Er ist eben sehr praktisch veranlagt. Dann mach doch. Dem kann man schlecht widersprechen. Und so setzte ich in die Tat um, was jahrelang in mir gereift war.

Wie haben Sie einen Verlag für Ihr erstes Buch gefunden?

Wäre mir klar gewesen, dass Verlage mit Manuskripten überhäuft werden und es nur ein erschreckend geringer Bruchteil dieser Menge bis zur Veröffentlichung schafft – ich hätte mir eine andere Beschäftigung gesucht. Ahnungslos machte ich mich auf einen anstrengenden und steinigen Weg. Es ist nicht nur schwer, einen Verlag zu finden, auch die Literaturagenturen sind mittlerweile überlaufen. Trotzdem nahm mich ein Agent unter seine Fittiche und am Ende ging plötzlich alles ganz schnell. Der Heyne-Verlag griff zu, als ich die Hälfte meines Manuskripts geschrieben hatte. Ein unglaublich schönes Gefühl.

Wie sind Sie auf das Thema für Ihren ersten historischen Roman „Die Goldschmiedin“ gekommen?

Manchmal genügt eine Fußnote in einem Buch, eine Nebenbemerkung, und schon ist der Funke entzündet. Ein kleiner, versteckter Satz in einem dicken Katalogband über Augsburger Goldschmiedekunst war es, der mich nicht mehr losließ, bis ich das Buch geschrieben hatte: „Ferner fiel dem überragenden Goldschmied Philipp Jakob VI. Drentwett die Aufgabe zu, zur Krönung Kaiser Karls VII. 1742 innerhalb kürzester Frist eine interpretierende Krone der ottonischen Reichskrone anzufertigen.“ Nicht nur das Goldschmiedehandwerk faszinierte mich, zudem kristallisierten sich bei meinen Recherchen zahlreiche Ungereimtheiten und historisch ungeklärte Fragen heraus. Diese Lücken sind es, die geradezu danach schreien, mit Phantasie und Leben gefüllt zu werden.

Müssen Sie schreiben, oder könnten Sie auch gut was Anderes tun?

Schreiben ist Demut. Zumindest denke ich manchmal an die Worte eines frühmittelalterlichen Schreibers: „O wie schwer ist das Schreiben: Es trübt die Augen, quetscht die Nieren und bringt allen Gliedern Qual. Drei Finger schreiben, der ganze Körper leidet.“ Aber ich liebe es, so wie ein Musiker, der sein Instrument spielen muss, aus Wörtern eine Melodie zu formen und zu erleben, wie das Buch am Ende in seiner Gesamtheit erklingt wie ein Orchester. Dieser Klang ist der überreiche Lohn für einen langen Schaffensprozess.

Schreiben ist für mich wie eine Sucht, von der ich nie geheilt werden möchte. Die nächsten Geschichten in meinem Ideensammelordner warten bereits darauf, geschrieben zu werden.

Wie recherchieren Sie?

Ich gehe getreu nach dem Motto vor: Eine Information, die du nicht findest, hast du nicht lange genug gesucht. Eine erste Anlaufstelle ist die Suchmaschine im Internet, diese Informationen verifiziere ich in gedruckten Fachbüchern, suche außerdem nach Dissertationen und Aufsätzen und nehme direkten Kontakt zu Fachleuten auf. In meinem Studium des Wissenschaftlichen Bibliothekswesens wurden wir darauf getrimmt, die Berichtszeiträume von bibliographischen Datenbanken im Schlaf zu wissen, Publikationen überall auf der Welt „ausgraben“ zu können und selbst bei der Frage nach einem Buch zum Paarungstanz der Läuse nicht zu verzweifeln. Bibliotheken sind sozusagen meine zweite Heimat. Und spätestens, wenn ich im Handschriftenlesesaal sitze, in Archiven einen Brief meiner Hauptperson entziffere oder jahrhundertealte Gerichtsakten durchblättere, durchrieselt mich ein ehrfürchtiger Schauer, weil die ferne Zeit plötzlich ganz nah ist und ich direkt von meinen Figuren erfahre, wie sie gelebt und gelitten haben. Oft finde ich die Antwort auf eine wichtige Frage in einem Satz versteckt, den ich wie die berühmte Nadel im Heuhaufen wochenlang suchen muss. Das klingt mühsam? Vielleicht. Aber ich bin erst zufrieden, wenn ich das Gefühl habe, dem Leser ein möglichst authentisches Bild der damaligen Zeit vor Augen führen zu können und (eine) Geschichte dadurch erlebbar zu machen.

Besonders wenn ein altes Handwerk im Buch eine Rolle spielt, muss ich einem Meister über die Schulter schauen und selbst wie ein Lehrling an der Werkbank sitzen dürfen, damit ich ein Gespür für die Arbeitsvorgänge bekomme, die sich oft über die Jahrhunderte nicht verändert haben, damit ich das Handwerk auf lebendige Weise im Roman beschreiben kann.

Sehr wichtig ist auch eine Reise zu den Schauplätzen. Wo verlaufen die Straßen heute? Welche Gebäude gibt es noch? Wenn ich als Touristin mit einem jahrhundertealten Stadtplan durch die Gassen irre, schauen mich ahnungslose Leute oftmals schräg an. Ich zucke dann nur mit den Schultern und lächle.

Gibt es ein Zitat oder einen Schriftsteller, den Sie besonders mögen?

„Noch sind die Seiten leer, aber da ist dieses wundersame Gefühl, dass Worte da sind, Worte, geschrieben in unsichtbarer Tinte und begierig darauf, sichtbar zu werden.“ Vladimir Nabokov. Besser kann ausdrücken, was den Zauber des Schreibens ausmacht.

Es gibt keinen Schriftsteller, der bei mir an erster Stelle steht. Zu meinen Lieblingsbüchern kommen stetig neue hinzu, sodass es auch hier keine Rangfolge gibt. Aber wenn ich die Wahl hätte, mich mit einem Schriftsteller aus vergangener Zeit an den Tisch zu setzen, so würde ich liebend gerne mit Herrn Goethe in seinem Gartenhaus in Weimar plaudern und Herrn Schiller gleich dazubitten, um den beiden ein paar neugierige Fragen zu stellen.

Wie sieht Ihre Arbeitsumgebung aus?

Mein Schreibtisch steht in einem kleinen Zimmer, wo die Bücherregale bis zur Decke reichen. Wenn ich meinen Blick darüber schweifen lasse, sehe ich ein paar goldgeprägte Rücken. Alte Ausgaben von Herrmann Hesse, Guy de Maupassants *Bel Ami* und die Enzyklopädie von Diderot als Nachdruck, weil ich mir die Bände leider nie im Original werde leisten können, aber die Bildtafeln geben einen wunderbar detaillierten Eindruck vom Werkzeug und den

Werkstätten verschiedenster Berufe im 18. Jahrhundert. Auch bei der Recherche für meinen weiteren Romane eine wahre Fundgrube. Während ich an einer Szene arbeite, breite ich die einschlägigen Bücher und Notizen um mich herum aus. Ich schreibe meine Manuskripte von Hand. Eine verhornte Kerbe an meiner rechten Mittelfingerkuppe zeugt vom exzessiven Gebrauch meines Schreibgerätes. Gäbe es einen Preis für die unleserlichste Handschrift, ich hätte ihn längst gewonnen. Das Eintippen in den Laptop dient gleichzeitig einer ersten Überarbeitung. Beim Schreiben brauche ich Ruhe und habe gerne Dunkelheit um mich herum, während ich im Schein der Schreibtischlampe arbeite.